



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sachsen und Süddeutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sachsen und Süddeutschland.

Leichten Muth hat der Friede den Deutschen nirgend gebracht; bis auf den tiefsten Grund war unser Leben erschüttert, noch hat jeder Einzelne zu thun, sich in den veränderten Verhältnissen zurecht zu finden. Schnell ist der friedliche Verkehr eines Volkes gestört, nicht so leicht erhält der Schaffende und Genießende, Kaufmann und Consument das Vertrauen auf die Festigkeit irdischer Verhältnisse zurück. Und nicht nur die politische Verwickelung hat das Jahr zu einem sorgenvollen gemacht, auch die Krankheit, welche erst in unseren Jahren wie ein Gespenst in ihrem weißen Bahrtuch aus dem Orient herangeweht wurde, liegt noch über dem Lande, und erst von der Winterkälte hofft man Befreiung. Wer über die Opfer trauert, welche der deutsche Krieg dieses Jahres sich gefordert, der denke auch daran, daß die eine Krankheit, welche in demselben Jahre herrschte, wohl mehr als die zehnfache Zahl der Menschen uns entrißen hat.

Aber über den ernsthaften Deutschen schien die October Sonne in so reinem Glanz, als ob die Natur durch goldenes Licht und reine Luft die verlorene Lebensfrische wieder ersetzen wollte. Wer es irgend vermochte, gönnte sich in den letzten milden Wochen des Jahres späte Erholung. Der Jäger suchte sein Waldgeräth hervor, der Städter flog in die Berge unter das fallende Laub der bunten Baumwipfel. Auch in den großen Geschäften haben Wochen verhältnißmäßiger Ruhe begonnen, seit dem Schluß der preussischen Kammern haben mehrere Minister Berlin verlassen und beurlaubte Krieger suchen Erholung in der Heimath und Heilung in solchen Bädern, welche späte Kur noch gestatten.

Unterdeß sind Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt dem preussischen Staate feierlich einverleibt, in Frankfurt und Hannover war der Tag, wo des Königs Patent publicirt wurde, nur ein militärischer Festtag, er wird deshalb nicht weniger segensvoll für die Bevölkerung dieser Territorien sein. Der preussischen Regierung wird Nachsicht mit dem Trost der Kleinen ziemen, denn auch sie

trägt einen Theil der Schuld, daß die Deutschen in den letzten Jahren nicht politisch stärker und weiser geworden sind.

Unterdeß haben die Verhandlungen mit Sachsen aufs neue begonnen. Und wieder beginnt ein auffallendes Durcheinander unsicherer und widersprechender Gerüchte. Es ist Grund zu der Annahme, daß vor etwa vierzehn Tagen die östreichischen und sächsischen Stimmen, welche eine für Sachsen ungewöhnlich günstige Entscheidung prognosticirten, nichts Unwahrscheinliches meldeten, und vielleicht wäre von ihnen bei größerer Discretion ein Erfolg erreicht, d. h. der menschliche Antheil des Königs von Preußen bis zu einer Aeußerung gebracht worden, deren Consequenz auch Graf Bismarck hätte übernehmen müssen. Die Briefe aber aus der Umgebung des Königs von Sachsen und dem sächsischen Heere mögen mit den erstaunten Fragen der Presse wohl eine unerwartete Wirkung gehabt haben, die sächsischen Propositionen wurden in letzter Instanz für unannehmbar erklärt, und man mußte sächsischerseits auf die preußischen Aeußerungen neue Anerbietungen formuliren. Der Punkt, um welchen die Verhandlungen fast ausschließlich schweben, ist die Militärfrage, in ihr liegen, wie man annimmt, die Hauptschwierigkeiten der Verständigung. Wir vernehmen, daß man preußischerseits die von Sachsen angebotene militärische Verpflichtung des Kronprinzen gegen den Bundesfeldherrn, welche die Integrität des von ihm zu commandirenden sächsischen Heeres conserviren sollte, zurückgewiesen hat, und daß man preußischerseits auf einer völligen Einfügung der sächsischen Soldaten in das preußische Heeresystem besteht. Die neuen Offerten, welche die sächsischen Bevollmächtigten nach Berlin getragen haben, sind unbekannt und werden es wohl noch einige Zeit bleiben, da man jetzt mit größerer Discretion zu Werke geht.

Wir werden also wohl noch fernerhin von Gerüchten leben müssen, und es ist nicht zu verwundern, wenn diese sehr verschieden lauten. Denn ein absolutes Stillschweigen ist bei einem Geschäft, an welchem Viele leidenschaftlich theilhaftig sind, doch nicht möglich. Die Verhandlungen selbst aber werden in Berlin keineswegs an einer Stelle gepflogen. Während General v. Fabrice mit dem Kriegsministerium verhandelt, haben Graf Hohenthal und Herr v. Friesen officiell mit Herr v. Savigny zu thun und suchen außerdem ihre persönlichen Verbindungen zu pflegen und den Antheil, welchen erlauchte Damen dieser Frage gönnen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch in Berlin die Ansichten über das Wünschenswerthe und Erreichbare weit auseinandergehen, und ebenso die Auffassung über den Stand der Verhandlungen täglich wechselt. Hier dringt die Aeußerung einer liebenswürdigen Hofdame, dort die Meinung eines conservativen Rathes im auswärtigen Amte oder wieder eines Beamten aus dem Kriegsministerium in die Oeffentlichkeit. Selbst die officiösen Blätter holen ihre Nachrichten aus solchen Quellen. Und wenn die Zeidlersche Corre-

spondenz gestern versicherte, die Rücksichten auf die europäische Stellung Preußens und auf Sicherung des Weltfriedens hätten eine Abmachung mit Sachsen in die größte Nähe gerückt, so versichert morgen wieder ein Correspondent, der sein Ohr einem andern officiellen Charakter genähert hat, es sei daran gar nicht zu denken. Es wird gut sein, auf alle diese Nachrichten wenig zu geben; zumal so lange Graf Bismarck fern von den Geschäften lebt, wird schwerlich etwas entschieden werden. Wenn die Verhandlungen einmal dem Abschluß nahe waren, so ist diese Situation vorbei, und wir werden uns in Sachsen darein finden müssen, daß der Friede noch weit entfernt ist und daß namentlich in der Militärconvention die Differenz zwischen den preussischen Forderungen und den sächsischen Zugeständnissen noch sehr groß ist.

Was die preussische Regierung in dem Lande thun wird, wenn die Friedensverhandlungen abgebrochen werden müßten, darüber wissen wir nichts. Aber offenbar hält sie für nicht zeitgemäß, in dem bisher tolerirten Gange der Regierung etwas zu ändern, so lange die Verhandlungen schweben.

Die Hindernisse, welche der Militärconvention entgegenstehen, kommen im letzten Grunde daher, daß Preußen in seinem und des Bundesstaats Interesse etwas fordern muß, was nach der Anschauung aller Höfe einer Mediatisirung des sächsischen Königshauses gleichkommt. Und der dahinter liegende größere Uebelstand ist der, daß selbst durch eine Militärconvention, welche in Wahrheit das sächsische Heer unter Preußen stellt, immer etwas Ungenügendes geschaffen wird, wenn das sächsische Königshaus daneben restituiert wird. Denn welche Fälle sind hier möglich? Der erste ist, daß das gesammte sächsische Heer durch Fahneneid an den Bundeskriegsherrn, also den König von Preußen, gebunden und in seiner ganzen Organisation preussisch wird. Also preussische Aushebungscommission, Militärgesetz, Exercitium und Bewaffnung, ein Offiziercorps, welches ganz aus Preußen zusammengesetzt wird.

Bei solcher Heeresverfassung würde allerdings im Laufe der Jahre das sächsische Volk preussisch werden, nur ist für ein Königthum von Sachsen daneben offenbar kein Raum im Lande. Und Preußen seinerseits würde während der nächsten Jahre mit widerspenstiger Mannschaft zu thun haben, und das sächsische Offiziercorps würde in der preussischen Armee schwer untergebracht werden können. Denn wenn dasselbe bei den sächsischen Regimentern die Majorität hätte, so würde die Stellung der dazu commandirten preussischen Offiziere eine äußerst unbehagliche sein, nicht besser die der sächsischen Offiziere in preussischen Garnisonen. Es ist sehr wohl möglich, daß Militärs, die vor Kurzem gegen einander gekämpft haben, gute Kriegskameraden werden, aber nach allem, was diesem Kriege vorausgegangen und gefolgt ist, ist man nicht zu der Annahme berechtigt, daß zwischen den Gegnern von Königsgrätz an demselben Offizierstisch ein gutes kameradschaftliches Verhältniß durchgesetzt

werden könnte. Die sächsischen Offiziere würden in der großen Mehrzahl als unzufriedene Pensionirte im Lande leben, und Preußen würde für ein ganzes Armee-corps Offiziere, und zwar tüchtige Führer in schwieriger Stellung zu schaffen haben. Ein anderer Fall ist, daß nur das Offizier-corps, oder gar nur die oberen Chargen preussisch würden, d. h. dem König von Preußen den Fahnen-eid ablegen, daß aber die Mannschaften in ihrem alten Verhältniß zu ihrem sächsischen Kriegsherrn verbleiben, übrigens nach preussischem Muster organisirt würden. Es bedarf keiner Ausführung, daß dieses Auskunfts-mittel das schlechteste von allen ist, es giebt unsichere Soldaten und ein feindliches Verhältniß zwischen Gemeinen und Offizieren oder zwischen Offizieren und Oberoffizieren. Der dritte Fall endlich wäre, daß die sächsische Armee erhalten bleibt, und daß nur ihr Commandeur dem obersten Kriegsherrn eidlich verpflichtet wird. Dieser Ausweg hat allerdings den Uebelstand, daß die eidlich verpflichtete Persönlichkeit bei ernstem Conflict der Regierungen von Sachsen leicht entfernt werden kann, und daß alsdann der dünne Faden abgerissen ist, welcher das sächsische Heer in Bundespflicht hält. Derselbe Ausweg nimmt aber auf der andern Seite, wie schon früher hier bemerkt wurde, einer Anfügung des sächsischen Heers an die Bundesarmee alle militärischen Schwierigkeiten.

Da diese Lösung aus politischen Gründen nicht gewählt werden kann und von Preußen bereits entschieden zurückgewiesen ist, so bleibt nur der erste: Einverleibung des sächsischen Heeres in die preussische Armee.

Wenn aber dies durchgesetzt wird, dann ist für gemeinen Menschenverstand unmöglich zu begreifen, wie das sächsische Königshaus neben einem preussischen Heere in Sachsen wohnen und regieren soll. Und sollte dies Unverständliche doch versucht werden, so würde auch Preußen Uebelstände zu tragen haben. Denn es zieht den sächsischen Mann nur auf wenige Jahre zur preussischen Fahne, er kommt aus einer Bevölkerung, in welcher der Gegensatz zu preussischem Wesen durch ein heimisches erbittertes Regiment in schneidender Schärfe erhalten wird und er kehrt in das bürgerliche Leben zurück, um die späteren Jahre seines Lebens unter sächsischer Herrschaft zu verbringen; unter der Fahne Schwarz-weiß, im Civil Grün-weiß, das kann in der nächsten Generation nicht gut thun, allmählig freilich, wenn ein solches Verhältniß überhaupt Dauer haben könnte, würden Soldaten und Bürger trotz alledem preussisch werden.

Aus diesen Gründen ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß wenn Preußen auf einer Einverleibung des sächsischen Heeres in das preussische fest stehen bleibt — wie jetzt die Absicht ist — der Friede überhaupt nicht geschlossen wird, und daß, wenn er doch zu Stande käme, ein solcher Friede nur der Anfang einer in kurzem eintretenden neuen Umformung der sächsischen Verhältnisse sein könnte.

Für die preussische Regierung ist die Lösung der sächsischen Frage abhängig

von der Stellung der Großmächte in größeren europäischen Verwickelungen. Grade jetzt zwingt der drohende Verfall der Türkei die Staaten zur Vorsicht und zu neuen Allianzen. Es ist sehr möglich, daß die Entscheidung über das Schicksal Sachsens abhängig wird von einer Entscheidung über das Schicksal der Türkei. Denn das weiß man in Berlin, daß der deutsche Bundesstaat nicht im Orient Preis und Frucht seiner Allianz zu suchen hat, sondern nur auf deutschem Boden.

Während in Sachsen noch ein großer Theil des Volkes der Rückkehr seines Königshauses harret und darin das Ende der unangenehmen Aufregungen hofft, welche dies Jahr gebracht hat, sind die Südstaaten in der entgegengesetzten Lage, daß ihnen ihre Fürsten geblieben und für ihre inneren Angelegenheiten die größte Freiheit der Selbstbestimmung bewahrt ist. Und doch sind sie nicht zufrieden, sie haben reichlich, was sich ein großer Theil der Sachsen ersehnt und sie ersehnen sich, was die Sachsen in ihrem loyalen Eifer gering achten, die Verbindung mit dem Bundesstaat. Allerdings bildet die Bundesstaatspartei in Bayern und Württemberg nur eine kleine Minorität, aber die Unzufriedenheit ist allgemein und sie wird nicht harmloser dadurch, daß die Meisten nicht wissen, was sie sich begehren. Unsere lieben Vettern im Süden, welche so stolz darauf sind, daß sie die alte Urkraft der Germanen vertreten, sind durch den prager Frieden aufgefördert, eine engere Verbindung ihres alten Germanenthums durch eine Föderation der Südstaaten zu bewirken. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Friedeschließenden, als sie dem Süden diese Erlaubniß gaben, allerseits in böshafter Laune waren. Zwar an dem warmen Herzen und der guten Theorie der Völker haben wir nie gezweifelt, wie aber die Regierungen dort den neuen Bund beginnen, das zu sehen ist überreich Gelegenheit geworden. Ihre militärischen Befehlshaber haben zuerst bewiesen, daß die neue Zeit des Dämpfers entledigt ist, welchen der alte Bund auf Preßüberschreitungen gesetzt hatte. Es war ein klägliches und würdeloses Schauspiel, die gegenseitigen Anklagen und Verdächtigungen zu lesen, der Bayern gegen Hannoveraner und Würtemberger, der Würtemberger gegen Badenser. Das Stärkste in dieser Richtung ist aber die Flugschrift: „Actenmäßige interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundesstruppen in dem soeben beendigten preussisch-deutschen Kriege. Stuttgart, 1866.“ Wer auch Verfasser dieses Angriffs sei, derselbe muß offenbar unter den Auspicien des Prinzen Alexander von Hessen geschrieben haben, da er aus den Acten des Generalstabes officiële Mittheilungen macht, darunter von dem Prinzen Alexander unterschriebene Befehle; und er muß der Regierung von Württemberg nicht eben Anstoß gegeben haben, da man mehre Auflagen unbeanstandet verbreiten ließ. Ja, die Flugschrift beansprucht gradezu einen officiellen Charakter. Sie greift den Befehlshaber der badischen Division, den Prinzen Wilhelm von Baden und hinter ihm den Großherzog selbst in

einer Weise und mit Ausdrücken an, welche der deutschen Presse auch bei Compromittirung eines jeden Privatmannes bis jetzt unerhört waren. Daß eine solche Sprache, gleichviel ob die Vorwürfe selbst irgendeine Begründung haben, von dem Mitglied eines regierenden Hauses gegen ein anderes geführt werden konnte, das ist schon an sich Symptom einer auflösenden Zeit. Denn was war bis jetzt das Letzte, was unseren Dynastien eine gewisse Haltung gab? die Geschicklichkeit, sich vornehm und vorsichtig zu der Oeffentlichkeit zu stellen. Wer der Animosität so unterliegt, daß er diese letzte Virtuosität des hohen Adels verliert, der macht das Publikum zu abfälligen Beurtheilern seiner Berechtigung, in einer privilegierten Stellung unter uns Deutschen zu existiren. Nicht ohne Grund hegten unsere erlauchten Familien bis jetzt die Empfindung, daß jede Verminderung des Ansehens, welche ein Mitglied ihres hohen Standes traf, sie alle beschädige. Wir constatiren, daß man in Süddeutschland diese Vorsicht des vornehmen Selbstgefühls aufgegeben hat und öffentliche Beleidigungen auf das Haupt eines Standesgenossen häuft, in einem Ton und Eifer, wie er ungefähr der neuen frankfurter Presse gezeimt hätte.

Was aber die Beschuldigungen selbst betrifft, so sind sie in der starken Parteiverblendung geschrieben und verschweigen die Hauptsache, welche das Verhalten des badischen Divisionärs motivirt.

Als der Krieg begann, wurde gegen das Statut desselben seligen Bundes, dessen Verfassung zu vertreten sich die Südstaaten den Anschein gaben, das achte Armeecorps zusammengesetzt, indem man nicht nur nassauische, auch österreichische Truppen dazu zog und, während man noch eine neutrale Stellung beanspruchte, einen österreichischen General zum Corpsführer wählte. Mit einem Bruch des Bundesrechts fing man den Krieg an, man zwang Baden zum Beitritt, indem man das Fürstenhaus mit Vergewaltigung bedrohte.

Der Großherzog gab nach, weil er nicht nur von Bayern und Württemberg, auch von der Majorität seines eigenen Volkes und Heeres bedrängt war, welche in demselben wüsten Kriegstäumel schwärmten, wie die Schwaben und Bayern. Wenn er widerstand und sich persönlich für Preußen erklärte, wurde das Land von den Bundestruppen besetzt, er verlor die Disposition über sein Heer, das badische Volk und Heer wurden für die Zwecke eines kopflosen Krieges ausgenutzt, seine Soldaten einer elenden Kriegsführung geopfert. Und wozu? um den stillen Wunsch des Hauses Württemberg nach einer Vergrößerung seines Landbesitzes zu erfüllen. Ohne Zweifel empfand er als Landesherr, daß seine Stellung nicht die eines Privatmanns war, und daß er sich der Verpflichtung nicht entziehen durfte, der Vormund seines aufgeregten Volkes zu bleiben, das heißt so viel als möglich seinem Lande und seinem Heere unnütze Opfer an Lieferungen und Menschenblut zu ersparen. Er fügte sich in das Unvermeidliche mit der damals in Süddeutschland seltenen Einsicht, daß dieser Krieg ein

ungerechter, unnöthiger und unheilvoller sei und ein schlechtes Ende für die Theiligten nehmen werde.

Und wenn seinem Bruder, welchem er das Heer anvertraute, nicht seine Auffassung der politischen Lage dieselbe Ueberzeugung begründet hätte, so mußten ihm, der in der preussischen Armee seine Schule durchgemacht hatte und ungefähr wußte, was kriegerische Ordnung heißt, doch sicher die militärischen Verhältnisse des achten Armeecorps den letzten Zweifel nehmen. Es war eine Reichsarmee in des Wortes ärgster Bedeutung, trotz dem guten Material, welches die Truppen boten, die jämmerlichste Desorganisation. Der Herzog von Nassau, der Großherzog von Darmstadt, jeder dachte daran, seine Truppen speciell zu leiten, zu schonen, womöglich nur zum Schutz des eigenen Landes zu verwenden. Es wäre doch ein ungewöhnlicher Grad von Selbstentäußerung gewesen, wenn Baden unter diesen Umständen anders verfahren wäre.

Die in der Flugschrift mitgetheilten Belege — einige flüchtig geschriebene Rapporte — beweisen zur Zeit nichts, man müßte erst den Prinzen selbst und seine Vertheidigung hören, welche dem Vernehmen nach erscheinen soll, zur Zeit nicht in unseren Händen ist. Aber es ist sehr möglich, daß das Commando der badischen Division dem Befehl des Corpscommandos keinen eifrigen Gehorsam bewiesen hat und mehr darauf bedacht war, Baden zu schützen, als sich für Oestreich zu opfern. Die Berechtigung zu diesem Verfahren konnte derselbe jeden Tag in der absoluten Kopflosigkeit des Commandos, der allgemeinen Confusion und der Zwistigkeit zwischen dem Prinzen Karl von Bayern und dem Prinzen von Hessen finden. Es war der Fluch dieses ruchlos begonnenen Krieges, daß Zank der Führer und wüßes Durcheinander der Befehle überall den etwa möglichen Erfolg verdarb. Wer mit wohlmeinendem Urtheil in diese elende Wirthschaft sah, der durfte sich vorkommen wie ein Nüchterner unter Trunkenen.

Es ist ohne Zweifel keine beneidenswerthe Lage in einer Armee, welche durch ihre Zusammensetzung und durch ihr Commando zu ernstern militärischen Leistungen untüchtig wird, einen Befehl zu haben, aber es ist höchst ungerecht, dem Befehlshaber eines einzelnen Contingentes Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht freudig und willfährig das Unverständige und Gemeinschädliche that, was ihm einmal befohlen wurde. Ohne Zweifel empfand Prinz Wilhelm von Baden peinlich die Collision zwischen militärischer Subordination und politischer Pflicht, aus der Brochure ist zu ersehen, wie er bemüht war beide zu versöhnen. Daß ihm dies nicht zur Zufriedenheit von Württemberg gelungen ist, darüber darf man sich nicht wundern, ist doch eine Versöhnung zweier unvereinbarer Interessen überhaupt unmöglich. Er war aber nach der unsinnigen Militärverfassung des alten Bundes nicht nur dem Corpsführer, sondern auch seinem Kriegsherrn zum Gehorsam verpflichtet. Daß er in solcher unklarer

Stellung auf militärische Anerkennung verzichten mußte, ist natürlich, aber er hat nach unserm Erachten in der Hauptsache grade das gethan, was ihm in seiner precären Lage übrig blieb, er hat in einem Bruderkrieg, der durch die süddeutschen Regierungen in urtheilsloser Selbstverblendung gewollt war, das Volk und Heer von Baden so weit vor Unheil bewahrt, als er dies zu thun vermochte, ohne eine gewaltsame Krisis über den Staat Baden und seine Division heraufzubeschwören. Daß er dieser Pflicht gegen sein Vaterland sich unterzogen, dafür wird ihm zuletzt Baden dankbar sein und mit Ausnahme der österreichischen Partei im Süden auch das übrige Deutschland.

Daß der Prinz aber dieser Pflicht und den Befehlen seines Bruders genügt hat, ohne den militärischen Anstand zu verletzen und ohne mit den Preußen zu conspiriren, während er im Bundescommando stand, das sollte selbst der Haß politischer Gegner nicht bezweifeln. Den Verdächtigungen, die nach dieser Richtung ausgesprochen werden, fehlt jeder Schatten eines Beweises. Aber von allen Arten des Hasses, welcher des Menschen Urtheil verdirbt, ist der Haß solcher, die durch ihre eigene Unfähigkeit besiegt worden sind, der allerbitterste.

Die erwähnte Flugchrift aber hat einen Nutzen, sie läßt errathen, was Deutschland von den österreichisch gesinnten vornehmen Häusern Süddeutschlands zu erwarten hat. Die militärische Vereinigung von Bayern, Württemberg und Baden ist jetzt unmöglicher, als sie je war.

Wir dürfen unter diesen Umständen fröhlich der Anziehungskraft vertrauen, welche der preußische Bundesstaat auf den deutschen Süden ausüben wird. Nach Wochen der größten Erregung ist jetzt in Geschäften und in der Stimmung eine Ruhe eingetreten, sie ist nur wie die Ebbe nach einer großen Fluthwelle, ihr wird eine neue Erhebung folgen, wenn das Parlament des preußischen Bundes zusammentritt. Dann erst wird die Nation den Segen der großen Wandlungen lebhaft empfinden und in den Debatten sich schnell in die Umwandlungen einleben. In Sachsen aber wie in dem Süden wird diese Versammlung die separatistischen Wünsche kräftig bändigen. Jetzt steht die preußische Regierung noch allein den abgeneigten Parteien gegenüber, sie darf vertrauen, daß eine Versammlung, welche alle Stämme bis zum Main nicht in einem zukünftigen, sondern auf sicheren Grundlagen eines gewordenen Staates vereinigt, auch auf die Deutschen, deren Verhältniß zu diesem Staate noch unklar ist, eine unwiderstehliche Wirkung ausüben wird. Gutes Wort und gerechte Rede thuns nicht allein, aber sie sind von je unentbehrlich gewesen, um das Erörterung und verständige Betrachtung liebende Herz der Deutschen zu gewinnen.